

Verlag Bibliothek der Provinz

Rainer Handl

WEGENDE

Roman

Rainer Handl

WEGENDE

Roman

herausgegeben von Richard Pils

lektoriert von Axel Ruoff

ISBN 978-3-99028-961-7

© *Verlag* Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Coverillustration: Rainer Handl

KULTUR
NIEDERÖSTERREICH



DIE POSTKUTSCHE

Es war schon im September kalt geworden. Obwohl es nicht ungewöhnlich war, dass es im September sehr kalt wurde, war der Nordwind von der granitenen Böhmisches Hochebene dieses Jahr früher als sonst eisig und mit klarer Luft angekommen, war über das Land und die Wälder gekommen, hatte die Wipfel der Tannen gebeugt und gebeutelt, war über die Felder, Wege und Wegmarterl, die Geländekanten und Senken gestrichen und hatte die Blätter der Buchen, Eichen und Birken an den Stielen wie Kreisel wirbeln lassen, bis sie sich unter einem tiefblauen mit weißen Wolkenbahnen überschlierten Herbsthimmel über dem auskaltenden Boden, in Braun, Rot und Gelb umfärbten. Die leeren Felder sanken in sich zusammen, der Wildnis und den unwegbaren Wäldern abgetrotzt, klotzig und schwer, ruhend jetzt in der Starre des ersten Nachtfrosts. Die Stille des nahen Winters hatte sich über die Felder, Wiesen und Wälder gelegt, nur das Geschrei der Saatkrähen und Nebelkrähen und die vereinzelt Rufe der Falken waren über der Landschaft und den abgefischten Fischteichen zu hören.

Wilhelm Korbmeister war der einzige Gast in der Stube des Gasthauses Kirchenwirt, ein schmaler blasser junger Mann am letzten Tisch in der Ecke der Gaststube, mit dem Rücken zur Wand, ein dickwandiges, hohes, sechseckiges Bierglas vor sich, das der Wirt ihm unaufgefordert hingestellt hatte, nachdem er ihm die Kammer im Stock gezeigt und Korbmeister die Taschen mit seinem Hab und Gut darin abgestellt hatte und zu den Wirtsleuten in die Stube hinuntergegangen war und sich einen Platz im letzten

Winkel gegenüber der Schank ausgesucht hatte.

„Der Postmeister ist heute nicht da“, sagte der Wirt. „Sie können morgen zu ihm hinübergehen.“

„Ist recht“, sagte Korbmeister, „ich habe die Poststelle schon gesehen, als der Bus in den Ort einfuhr.“

„Wissen Sie, wie lange Sie bleiben werden?“, sagte die Wirtin.

„Nein, ich weiß nicht. Es ist meine erste Stelle. Bis auf Weiteres wohl, so zu sagen.“

„Wir haben keinen Postadjunkt mehr gehabt, ich weiß nicht wie lange“, sagte der Wirt. „Wie lange gibt es schon keinen Postadjunkten mehr?“, sagte er zu seiner Frau.

„Das ist Jahre her“, sagte die Frau, „es hat immer geheißen, es zahlt sich hier nicht aus. Aber der Postmeister kann nicht alles alleine machen. Ist schon recht, dass man Sie hierhergeschickt hat.“

„Viel werden Sie nicht zu tun bekommen“, sagte der Wirt, „wir liegen weit ab von der Welt. Die Postkutsche halt abfertigen.“

„Es gibt noch eine Postkutsche?“, sagte Korbmeister.

Der Wirt schwang eine Holzkiste mit Flaschen auf die Schank.

„Ja, eine Postkutsche gibt es. Es fährt zwar auch der Postautobus, der, mit dem Sie gekommen sind, aber es verkehrt auch noch die Kutsche. Die Pferde werden hier nicht mehr gewechselt, das ist schon lange aufgelassen, aber die Kutsche mit dem alten Strohmeier kommt noch durch.“

„Ist das der Postkutscher?“, sagte Korbmeister.

Der Wirt nickte und reihte die Flaschen neben einander auf die Regalbretter hinter der Schank.

„Den werden Sie auch noch kennen lernen. Passen Sie auf, dass er Sie nicht duzt. Das ist so seine Art.

Hat eine eigene Art, der Strohmeier.“

„Warum sollte er mich duzen, wir kennen einander doch gar nicht.“

„Ich sag's bloß. Passen Sie auf, dass er Sie nicht duzt. Schließlich sind Sie der Postadjunkt und er der Kutscher. Sie haben einen Zweispitz und den Degen.“

„Na ja, das ist ja nur eine Tradition.“

„Tradition hin, Tradition her. Sie tragen die Uniform und den Zweispitz und den Degen. Hier müssen Sie sich von Anfang an Respekt verschaffen. Sie sind k. und k. Postbeamter und die Leute hier sind Bauern, Knechte, einfache Mägde, ungehobelt und grob. Ein paar zivilisierte Menschen gibt es schon, aber der alte Strohmeier ist ein Wilder.“

„Lass die Geschichten“, sagte die Frau.

„Er ist ein Wilder. Soll unser neuer Adjunkt gleich wissen, mit wem er es zu tun hat. Der Strohmeier ist ein wilder Hund. Der schert sich den Teufel um das Wetter, ob es an die zwanzig Grad unter null hat und die Schneewecken über den Weg hängen oder die Sonne herunterbrennt, ich habe noch nie erlebt, dass der mit der Postkutsche nicht losgefahren wäre. Immer alleine. Und wenn er hier bei uns den ganzen Abend lang seine Kumpane beim Schnaps unter den Tisch säuft, sitzt er am nächsten Morgen in aller Früh auf dem Bock seiner Kutsche.“

„So bewundernswert ist er auch wieder nicht“, sagte die Wirtin.

„Na, er hat eine große Anhängerschaft, Herr Adjunkt“, sagte der Wirt. „Vor allem unter den Frauen, bis hinunter nach Zwettl, Grein und nach Krems. Da laufen eine Menge kleine Strohmeier herum und jetzt schon größere. Hat immer gerne ausgeholfen, wenn es wo nicht geklappt hat.“

„Halt schon den Mund, Mann“, sagte die Wirtin. „Das ist Dorftratsch. Das interessiert den Adjunkt überhaupt nicht.“

„Gehört aber dazu, in der Gegend hier. Stimmt's nicht? Stimmt es etwa nicht?“

„Ja, stimmt schon, aber darüber muss man sich nicht den Mund zerreißen.“

„Die Weiberleute werden ganz schwach bei ihm. Sogar die ganz gebildeten, die hochgeborenen!“, sagte der Wirt.

„Mein Gott, das höre ich mir nicht an“, sagte die Wirtin, „ich bin in der Küche, wenn du etwas brauchst.“

Der Wirt sah ihr nach, als sie hinter der Türe mit dem Milchglas in die Küche verschwand.

„Der alte Strohmeier hat einmal, sagt man, das Fräulein von der Schule aufgesucht. Eine unverheiratete Jungfer, gut in ihren Vierzigern, Tochter aus gutem Haus, ihr Vater war irgendein Edler von und zu, aber kein Geld im Haus, da hat sie sich als Lehrerin durchschlagen müssen. Man erzählt, dass er sie einmal mit der Kutsche nach Hause gebracht hat, obwohl er das natürlich gar nicht durfte, aber das kümmerte den nicht. Und seitdem, sagt man, hat er sie immer wieder besucht. Er hat immer eine Flasche Schnaps dabei, schon wegen der Kälte, wie er sagt, und ein Stück Speck, von dem er sich mit seinem Messer abschneidet. Ja, und einmal soll er sie so weit gebracht haben, die Edle von und zu mit den hochgesteckten Haaren, sagt man, und der Schnaps hat seine Wirkung getan, weil sie das natürlich nicht gekannt hat, und als er den Weg nicht so gut bereitet fand, erzählt man sich halt, hat er die Speckschwarte genommen und bei ihr ein bisschen nachgeholfen,

dass alles wie geschmiert lief, wie man einen Batzen Wagenachsfett auf die Hand tut und das Innere der Radnabe schmiert, und als er dann von ihr weggefahren ist, erzählt man, ist er auf dem Bock oben gesessen, hat zwischendurch immer einen Schluck aus seiner Schnapsflasche gemacht und sich von der Speckschwarte abgeschnitten und gegessen.“

Der Wirt sah über die Schulter zu dem jungen Mann am anderen Ende der Gaststube und in die großen, ungläubigen Augen hinter den großen runden Gläsern der Metallbrille.

„Der Kurs kommt heute am späten Vormittag“, sagte der Postmeister. Er hob seine in ein dichtes Faltenbett eingelassenen Augen nicht von den Unterlagen, der Satz war in die Luft des Zimmers gesprochen und kam auf der anderen Seite beim Postadjunkt am Fenster an. Der Postmeister sprach nicht viel, das war Korbmeister sofort aufgefallen. Es schien ihm einfach zu aufwendig und zu mühsam, den Menschen alles zu erklären und meist liefen die Dinge so, wie er es sich vorstellte, und es war nicht notwendig, irgendjemandem etwas zu erklären. Die meisten brauchten nach seinem Geschmack zu lange, um etwas zu begreifen, während er alles sehr schnell auffasste. Wenn er zu Ende gedacht hatte, fingen die anderen gerade erst an, ihre Gedanken zu ordnen, und wenn ihm die anderen das Ergebnis ihres Nachdenkens vortrugen, nickte er nur, weil er schon wieder viel weiter war. Er fragte nie jemanden etwas und erledigte die Dinge selbst. Er hatte sich damit abgefunden, dass es praktisch niemanden gab, der einen ebenbürtigen Gesprächspartner abgab, außer den Apotheker, mit dem er bisweilen eine Partie Schach spielte und mit dem er

sich gut verstand, da sie das gleiche Problem hatten mit den Menschen. Der Postmeister war dabei nicht überheblich und daher beliebt bei den Leuten im Ort, während sie dem Apotheker mit einer gewissen Scheu gegenübertraten, was auch daran lag, dass der Postmeister, selbst wenn er, während er den Leute zuhörte daneben mit etwas anderem beschäftigt war, freundlich und geduldig Auskunft gab, während der Apotheker den Kopf in den Nacken legte und sein Gegenüber durch dicke Brillengläser mit vielfach vergrößerten Augen fixierte, ehe er antwortete, sodass jeder das Gefühl hatte, gerade etwas Unpassendes, Unziemliches oder gar Unsinniges gefragt oder gesagt zu haben.

„Machen Sie gleich einmal den Course“, sagte der Postmeister zu Korbmeister. „Wenn etwas unklar ist, kommen Sie zu mir. Tragen Sie alles im Course-Buch ein.“

Korbmeister war gespannt, auf die Kutsche und auf den Kutscher Strohmeier und wie alles ablaufen würde, und saß am Fenster der Station und sah auf den Sommerflieder im Vorgarten, um den im Spätsommer noch die Schmetterlinge getorkelt waren, als dann mit einem dumpfen Rumpeln die Kutsche vorfuhr und anhielt. Korbmeister ging hinaus und wartete, bis der Kutscher vom Bock geklettert war und sich zu ihm umdrehte. »Er ist kaum einen halben Kopf größer als ich, ich hatte ihn mir größer vorgestellt«, dachte er, als Strohmeier vor ihm stand, mit massigen Schultern, einem harten vorgewölbten Bauch, in einem bodenlangen Staubmantel mit Schultersattel, darüber einem kugeligen Kopf mit aufgedrehtem Schnurrbart und kurzen grauen, in alle Richtungen abstehenden Haaren, die nachdem er den Schädel im

Sommer glatt rasiert hatte, nun nachwachsen.

„Mein Name ist Korbmeister“, sagte Korbmeister, „ich bin der neue Postadjunkt.“

„Das ist schön“, sagte der Kutscher. „Ich bin der Strohmeier. Um die Pferde brauchst du dich nicht zu kümmern, dafür haben wir den Knecht. Wenn die versorgt sind, komme ich in die Poststation.“

Er wandte sich der Kutsche zu und ließ Korbmeister stehen. Die Kutsche war in der Nähe riesenhaft, mit großen Eisenbändern auf den Speichenrädern und auch die Pferde erschienen Korbmeister riesengroß, und den Kutscher und die beiden schweißnassen Pferde schien eine enge Vertrautheit zu verbinden, als hätten sie sich bis vor der Ankunft im Ort noch miteinander unterhalten und wären nur hier jetzt, vor den anderen Menschen, verstummt. Die Pferde schnaubten, warfen die Köpfe von einer Seite zur anderen und stampften auf den Boden, als der Knecht herauskam und sie übernahm, ausschirrte und in den Stall brachte. Korbmeister kehrte in die Poststation zurück, ohne Aufgabe, da alle Arbeit von den anderen erledigt wurde.

„Sind Leute im Course?“, sagte der Postmeister.

„Nein“, sagte Korbmeister, „ich habe niemanden gesehen.“

Er schlug das Buch auf und legte es auf das Stehpult. Der Kutscher trat ein und warf die beiden lederen Postsäcke von den Schultern auf die Dielen.

„Wie geht's?“, fragte er den Postmeister. Der nickte.

„Gut. Und dir? Wie war die Fahrt?“

„Schon recht. Bei der Mühle vorn war die Lainsitz hoch.“

Der Postmeister nickte zustimmend und dann in Richtung von Korbmeister.

„Das ist unser neuer Adjunkt. Mach die Post mit

ihm, ist sein erster Course, da kann er gleich sehen, wie das geht.“

Strohmeier öffnete die Postsäcke und schüttete den Inhalt auf den Boden und sortierte die Sendungen, die für Weitra bestimmt waren aus und legte sie auf einen Stapel und stopfte die anderen wieder in die Säcke. Er trat zu Korbmeister an das Stehpult und sagte ihm an, was er einzutragen hatte, und zeigte ihm die Spalten und Zeilen im Buch, wo etwas einzuschreiben war, und sah ihm zu, wie er mit der Feder und der Tinte aus dem aufgeklappten Fass die Eintragungen vornahm.

„Eigentlich musst du den Inhalt der Säcke kontrollieren und die Poststücke, die hier bleiben, aussortieren, aber ich hab das jetzt schon für dich gemacht“, sagte Strohmeier.

„Soll ich das jetzt noch einmal – ?“, Korbmeister sah, die Feder mit der eintrocknenden Tinte in der Hand, zum Postmeister.

„Nein, nein“, sagte der Postmeister, „das brauchen Sie nicht. Der Strohmeier macht das schon. Ist in Ordnung.“

Die beiden gingen über die Straße zum Kirchenwirt und Korbmeister schlichtete die Poststücke zum Austragen in die Fächer an der Wand. Der Knecht trat ein und setzte sich.

„Sind die beiden drüben?“, fragte er.

„Ja, sie sind hinübergegangen, ich bleibe inzwischen so lange in der Station.“

„Brauchen Sie nicht, Adjunkt. Wenn Sie fertig sind, gehen Sie auch hinüber. Ich gehe dann auch hin.“

„Aber ich kann die Station nicht alleine lassen, dann ist niemand hier.“

„Ist schon recht so. Wissen ohnehin alle, dass wir

im Wirtshaus sind, wenn der Course gekommen ist. Wenn einer etwas braucht, kommt er ins Wirtshaus.“

„Fährt die Kutsche heute noch weiter?“

„Heut nicht mehr. Morgen Früh. Der Strohmeier übernachtet hier und fährt in der Früh weiter. Er hat noch eine Kammer bei der Gutsverwaltung, wenn er hier übernachtet, von früher.“

„Wieso von früher?“, sagte Korbmeister, während er die Poststücke in der richtigen Reihenfolge zum Austragen in die Regalfächer an der Wand schob.

„Er hat früher, bevor er in den Postdienst trat, für den Verwalter von der Herrschaft gearbeitet. Ist lange her. Bis es dann diese Geschichte gegeben hat. Aber das ist lange her.“

„Was für eine Geschichte?“

„Ach, ist alles lange her. Gar nicht mehr wahr, wie man so sagt.“

„Und was war da? Ich bin nicht von hier.“

Der Pferdeknecht rieb mit der Hand sein Gesicht, als müsste er sich erst mühsam erinnern, bevor er anfing.

„Der Strohmeier war Holzknecht bei der Herrschaft. Und weil er so tüchtig war und den anderen anschaffen konnte, hat ihn der Verwalter zum Vorarbeiter gemacht. Sind auch immer zusammengesessen, der Gutsverwalter und er. So ist er Vorarbeiter geworden. Aber er hat auch mit angepackt, ist selber auch mit den Fünzigkilosäcken über die schmale Leiter fast senkrecht auf den Speicher gestiegen und hat jede Arbeit gekonnt, jede Arbeit. In den Holzknechtthütten, in denen sie gehaust haben, wenn sie draußen im Wald gearbeitet haben, ist es schon einmal hergegangen. Den ganzen Tag die schwere gefährliche Arbeit mit den Bäumen und am Abend dann bei den

Speckseiten und Schwarzbrot und dem Schnaps, da ist es dann und wann schon ordentlich hergegangen. Sie sind nicht von hier?“

„Nein, ich komme aus dem Süden, jenseits der Donau.“

„Ach so, na dann wissen Sie nicht, wie's unter den Holzknechten früher hergegangen ist. Wenn die getrunken hatten, konnte es schon einmal geschehen, dass einer sein Messer in die Tischplatte gerammt und seinen Hut drüber gelegt hat und sagte: ‚Wer kauft mir meine Schneid ab?‘.“

„Und was heißt das?“

„Na ja, ist so ein Kampf, um die Rangordnung, sozusagen. Wenn einer aufsteht und mit der Hand den Hut mitsamt dem Messer vom Tisch schlägt, dann gehen die beiden hinaus und tragen das draußen aus. Dann müssen die beiden hinausgehen.“

„Und was war da mit dem Strohmeier?“

„Tja, eine alte Geschichte.“

Die acht Männer stiegen durch den Wald auf. Manchmal konnten sie einem Wildwechsel folgen, dann bahnten sie sich den Weg wieder zwischen den Stämmen oder nützten alte Steige. Über lange Zeit hörte man nur den schweren Atem der Männer, die sich vornübergebeugt unter dem Gewicht ihrer leinenen Rucksäcke und der Zugsägen, der Äxte und Sappel, Spaltkeile und Schälleisen den steilen Hang hinauf stemmten. Immer wieder übernahm ein anderer die Vorarbeit an der Spitze, außer der Junge, der zum ersten Mal dabei war. Alle kannten die Richtung, die sie nehmen mussten, um zum Holzfällerlager zu kommen, hatten es im Gefühl, aus welchem Winkel das Sonnenlicht, sich im Laufe des Tages drehend, ein-

fallen musste, um die richtige Richtung zu behalten und nicht plötzlich vor einer Felswand zu stehen oder am Rand eines Abbruchs. Sie machten nur einmal Pause, zwischen den Baumstämmen, die mit Eisennägeln beschlagenen Bergschuhe an den Stämmen oder im Boden verspreizt, aufrecht sitzend den Rücken mitsamt dem Gepäck und dem Werkzeug gegen den Hang gelehnt. Am späten Nachmittag erreichten sie eine plateauartige Wiese, an deren Ende am Waldrand die Hütte stand. Sie warfen davor das Werkzeug und die Rucksäcke ab und stützten vornüber gebeugt die Hände auf den Knien ab, wie Sportler in einem Stadion, nachdem sie die Ziellinie überlaufen haben, und setzten sich dann ins Gras. Strohmeier sprach als Erster.

„Wir verstauen zuerst das Werkzeug. Einer schaut nach den Vorräten, einer nach dem Brennholz für den Küchenofen. Wenn nicht genug da ist, nimmt er zwei Leute und sägt Stämme zusammen. Der Sägebock steht hinter dem Haus. Wo die Quelle und die Wassereimer sind, wisst ihr. Holt Wasser und füllt alle Holzeimer an. Dann schauen wir, was wir heute essen können. Los jetzt.“

Strohmeier stand auf, holte den Schlüssel aus seiner Jacke und schloss die Hüttentür auf. Es roch drinnen nach altem, trockenem Holz und Staub. Im vorderen Raum der Hütte war ein Küchenherd neben dem Kamin aufgestellt, in einem eisernen Korb Unterzündholz geschichtet und an der Wand die großen Scheite.

„Seht, ob ihr noch Papier zum Unterzündeln finden könnt.“

„Wir wissen ohnehin, wo alles liegt“, sagte einer der Männer. „Du musst keinen Dienstplan einteilen.“

„Und den Dienstplan teile trotzdem ich ein und

sonst niemand“, sagte Strohmeier. „Wer den Dienstplan einteilt erkennt man daran, wer aller keine Verantwortung übernimmt, wenn etwas schiefgegangen ist. Alle anderen nämlich.“

„Trotzdem machen wir die Arbeit alle gemeinsam und du bist nicht der Chef“, sagte der andere Mann. Er war etliche Jahre jünger als Strohmeier und hatte das meiste Werkzeug von allen beim Aufstieg geschultert gehabt.

„Ich schaff an, Sebastian“, sagte Strohmeier zu ihm.

Sie räumten das Werkzeug in den angebauten Schuppen und brachten ihre Rucksäcke in den zweiten Raum der Hütte, in dem rundherum an den Wänden Pritschen aus ungehobelten Pfosten und Brettern, mit Decken darauf, standen. Die Scheiben der winzigen Fenster waren blind von Staub und Spinnweben. Sie zündeten ein Feuer im Küchenofen an und schoben eine große, schwarze Eisenpfanne auf die Herdplatte. Einer von ihnen schlug einen Batzen Schmalz in die Pfanne und machte für alle Sterz, den jeder mit seinem Löffel aus der Pfanne aß, nachdem sie sie auf den Tisch gehoben hatten.

Als sie mit dem Essen fertig waren, stopften einige von ihnen ihre Pfeifen mit Tabak, den sie aus zusammengerollten Papiersäckchen nahmen, schnitten mit ihren Hirschfängern Streifen von einem Stück Speck ab und tranken wasserklaren Schnaps aus ihren Flaschen.

„Wo fangen wir morgen an?“, fragte einer von ihnen.

„An der hinteren Lahn“, sagte Strohmeier.

„Das find ich nicht gut“, sagte Sebastian vom anderen Ende des Tisches. „Es hat geregnet und alles ist rutschig. Dort ist der Hang am steilsten. Wir sollten an der hinteren Lahn arbeiten, wenn alles getrocknet ist.“

„Wir beginnen morgen an der hinteren Lahn“, sagte Strohmeier.

Die anderen Männer am Tisch schwiegen. Sebastian sah von einem zum anderen.

„Wer ist noch dafür, dass wir die hintere Lahn später machen?“, fragte er.

Die Männer schwiegen und sahen vor sich auf den Tisch. Die Klingen der Jagdmesser schnitten durch die Speckseite. Strohmeier stand auf und holte seinen Hut, der über seiner Jacke an der Wand hing. Die Männer sahen einer zum anderen, als er zum Tisch zurückkam, seinen Hirschfänger mit der geschwungenen Klinge und dem Griff aus Hirschhorn in die Tischplatte rammte und den Hut darüber legte. Er setzte sich auf seinen Stuhl.

„Wer kauft mir die Schneid ab?“, fragte Strohmeier.

Die Blicke der Männer gingen von einem zum anderen, zu Strohmeier und Sebastian und auf den Tisch. Sie hörten das Rucken eines Stuhles und Schritte. Sebastian stand vor Strohmeier und sah auf ihn hinunter. Dann holte er aus und schlug den Hut mitsamt dem Messer vom Tisch.

„Also gut“, sagte Strohmeier, „dann komm.“

Sie gingen vor die Tür und ein Stück weit von der Hütte weg, wo es auf der Wiese im letzten Tageslicht noch etwas heller war. Die Männer in der Hütte sprachen nicht.

Sebastian war schon einige Jahre mit ihnen in der Arbeitspartie. Groß gewachsen, mit schmalen Schultern, aber schnell, zäh und von einer überraschenden Körperkraft, hatte er etwas von einer Viper. Was seinem Charakter völlig fehlte, war Gutmütigkeit, und niemand mochte sich mit ihm anlegen. Sie kannten auch alle die Geschichte aus seiner Militärzeit. Als sie

Ausgang hatten, war er eines Abends alleine losgezogen und in einer Stadt, die er nicht kannte, im Vergnügungsviertel gelandet. Als er das Wirtshaus nach einigen Gläsern Bier verlassen hatte, waren ihm auf der Straße drei Männer entgegengekommen, die ihm den Weg verstellten. Der Anführer war vor Sebastian hingetreten und hatte seine Barschaft verlangt. Es war alles sehr schnell gegangen. Die beiden anderen Männer hatten später auf der Wache angegeben, er habe sich so schnell bewegt, dass man ihm kaum mit den Augen habe folgen können. Ein wuchtiger Faustschlag habe die Nase ihres Kumpanen zertrümmert, nicht bloß zertrümmert, wie der eine sagte, sondern aus dem Gesicht ausradiert, in das Gesicht hineingeschlagen, dass nichts mehr zu sehen gewesen war, wie der andere sagte, und das Letzte, was sie sahen, als sie sich aus dem Staub machten, war, dass der Mann ihren Kumpanen um die Hüften packte, hochhob und zu Boden schleuderte. Sebastian war damals bei einer Jägertruppe eingezogen gewesen, einer schweren Kompanie und dort im Granatwerferzug. Die schwere Kompanie brauchte die stärksten Männer und der Granatwerferzug war jener Teil in dem die wildesten Hunde, wie der Spieß sagte, zusammengezogen waren, Vorbestrafte, Leute mit Disziplinar delikten und Schläger. Am nächsten Morgen war der Oberleutnant, der Kompaniekommandant war, zur Standeskontrolle im Hof erschienen. Der Spieß machte Meldung und der Oberleutnant trat vor die Männer.

„Jagowitz!“, sagte er.

Sebastian trat einen Schritt vor.

„Was war da gestern am Abend los?“

„Gar nichts.“

„Gar nichts, Herr Oberleutnant, heißt das!“

„Gar nichts, Herr Oberleutnant.“

„Das nennen Sie gar nichts? Drei Kerle gehen auf Sie los, und einem schlagen Sie das Nasenbein zu Brei und brechen ihm den Oberschenkel. Das ist gar nichts?“

„Ich hab’ nicht angefangen“, sagte Sebastian. „Ich hab’ nicht angefangen, Herr Oberleutnant.“

„Ja, ja. Nicht angefangen, das stimmt.“ Der Kompaniekommandant wandte sich zum Spieß.

„In Ordnung. Weitermachen.“

Der Spieß salutierte und der Oberleutnant drehte sich zu Sebastian um.

„Gut gemacht, Jagowitz“, sagte er.

An diese Geschichte dachten die Holzknechte, während sie schweigend den Schnaps tranken.

„Was gewesen war, weiß man nicht“, sagte der Pferdeknecht zum Postadjunkten. „Hat ja nie einer was erzählt, was genau geschehen ist, war eine ehrliche Herausforderung, sozusagen, war schon in Ordnung, damals halt, eine ehrliche Forderung. War wohl ein Unfall. Ein Unglück halt. Den anderen hat man dann im Großen Graben gefunden, viel später. Die Gendarmen haben alle befragt, den Strohmeier und die anderen, aber nichts, kein Wort. Der Mann muss in der Nacht die Hütte verlassen haben, wahrscheinlich im Suff, und ist im Großen Graben abgestürzt und war mausetot. Hat keiner was gesehen und keiner nichts gehört. Danach hat der Strohmeier für den Gutsverwalter nicht mehr gearbeitet und hat schließlich die Stelle bei der Post als Kutscher bekommen. Alte Geschichten. Ach so, das wollte ich sagen, seit der Zeit hat er noch eine kleine unbeheizte Kammer beim Verwalter, wo er übernachten kann, wenn der Course hier Station macht.“

Der Pferdeknecht sah auf die Straße und zum Gasthaus auf der anderen Seite.

„Aber er ist schon in Ordnung, der alte Strohmeier. War halt jung, damals. Und als Kutscher ist Verlass auf ihn. Und auch sonst. Vor zwei Jahren hat die Lainsitz schlimmes Hochwasser geführt, kein Mensch hat sich zum Fluss getraut. Bei der alten Mühle ist ein Fuhrwerk umgestürzt und in den Fluss gerutscht und drei Leute im Wasser, eiskalt, mit einer gewaltigen Strömung, und der Strohmeier kommt gerade dazu. Der hat nicht lange überlegt, keine Sekunde hat der überlegt, rein in den Fluss und die drei Kerle herausgezogen. Der fürchtet den Teufel nicht, wenn er ihm auf der Straße nach Schrems entgegenkommt.“

Als Korbmeister mit dem Einschlichten der Post in die hölzernen Fächer an der Wand fertig war, gingen sie über die Straße ins Wirtshaus zum Kirchenwirt und setzten sich zum Postmeister und zum Kutscher an den Tisch. Der Wirt brachte noch zwei Gläser Bier und stellte sich zum Tisch und fragte Strohmeier aus, was es Neues gebe. Es war der natürliche Weg der Nachrichten aus der Umgebung, vom Postkutscher zum Wirt und von dort zu den Gästen. Der Kutscher Strohmeier erzählte in langsamen Worten, wischte mit dem Handrücken nach jedem Schluck über den Mund, und sortierte die Nachrichten aus, nicht wie zuvor die Post danach, wohin sie bestimmt war, sondern danach, was für den Wirt, das heißt für die Leute in der Stadt wichtig, von Interesse oder zum Gaudium war und ließ weg, worum sie sich nicht zu kümmern hatten. Strohmeier, der Postkutscher, war sich seiner Bedeutung als Verbreiter der Nachrichten aus aller Welt vollkommen bewusst und sprach langsam, beinahe eindringlich.

Der Winter kam noch im November, kaum dass der Oktober zu Ende gegangen war. Das Land froh ein und erstarrte. Es gab kein fließendes und kein offenes Wasser in der Landschaft mehr. Nach ein paar Tautagen hing schweres Eis in den Ästen, die kleinsten Zweige noch waren von einer dicken Eisschicht umhüllt, wie in Glas eingegossen, die einzelnen Nadeln der Föhren jede für sich glaciert und die Nadelbärte zu steifen Klumpen zusammengefroren, das Eis wurde immer schwerer und die Äste brachen splinternd und krachend von den Bäumen. Ein Fuhrwerker wurde auf dem Weg nach Reitzenschlag von einem Ast erschlagen und auf der Straße nach Altweitra kam ein Mann in der Nacht zu Sturz und froh am Boden an und starb. Der Rauch, der aus den Kaminen der Bauernhäuser aufstieg, froh im Augenblick des Aufsteigens in die Luft ein. Der Course verkehrte die ganze Zeit über. Strohmeier saß unter einem Berg von Decken und Filzen auf dem Bock, die Füße in unförmigen Filzstiefeln und die Hände in riesigen Stulphandschuhen. Als der Frost brach und dann der Schnee kam und es tage- und nächtelang hindurch schneite, versuchte er noch mit einigen an die Kutsche gebundenen Ästen die Abfahrten von den Hügeln zu bremsen, doch als das nicht mehr möglich war, musste er einen Umweg über eine flachere Strecke nehmen, um die Stadt zu erreichen. In diesen Wochen verließen die Menschen ihre Häuser nur, um die wichtigsten Dinge zu erledigen. Die Dörfer lagen unter dem immer gleichen grauen Himmel, dem trüben Licht, das die Schatten und Konturen wegnahm wie eine Löschwiege die Tinte, in der frostigen Landstarre. Stellenweise lag der Schnee so hoch, dass man die gegenüberliegende Straßenseite nicht

sah. Nur selten hörte man einen Hund bellen. Alles Leben war in die Behausungen zurückgezogen und nach innen gewendet.

Im Zimmer des Adjunkten im Gasthaus bildete sich in der Früh eine Eishaut auf dem Wasser im Lavoir, bevor er aus dem zweiten weißhalsigen Emailkrug, den er vom Feuer unten bei den Wirtsleuten geholt hatte, etwas heißes Wasser dazu goss.

Das Postbuch füllte sich mit dem feinen Strich seiner zerbrechlichen Handschrift. Für die Neuigkeiten war der Kutscher Strohmeier da, der aber immer weniger erfuhr, je weniger die Leute die Häuser verließen; wenn die Menschen im Ort etwas wissen wollten, konnten sie den Postmeister fragen, der die meiste Zeit in der Station über Akten, Schriftstücken oder Büchern saß; nur im Wirtshaus zum Kirchenwirt hatte der Adjunkt sich einen Platz erobert, weil er der einzige Haus- und Dauergast war, hier nicht nur aß und trank, sondern auch wohnte, auf einer anderen Ebene mit den Wirtsleuten umging, als die Gäste, auch manchmal bei der Arbeit aushalf, aber nur so weit, als er es für einen Postadjunkten schicklich fand.

„Wie stellt er sich an?“, sagte Strohmeier, als der Adjunkt die Poststube verlassen hatte. Er klopfte die Weichselholzpfeife auf der Tischkante aus, holte einen zusammengeknüllten Papiersack aus seinem Rock hervor und begann die Pfeife zu stopfen.

„Ganz ordentlich“, sagte der Postmeister, „hat alles brav gelernt und ist sehr gewissenhaft. Pünktlich, ordentlich und sehr gewissenhaft. Und jeden Sonntag in der Kirche.“

„Im Gegensatz zu dir“, sagte Strohmeier in den Pfeifenholm zwischen seinen Zähnen.

„Er ist ein richtiger Beamter. Im guten Sinn, meine

ich. Er hat auf den Kaiser geschworen, sagt er immer. Der Kaiser ist sein Ein und Alles. Seine apostolische Majestät ist immer präsent, steht sozusagen bei der Dienstverrichtung immer im Raum. Dem sind wir verantwortlich, sagt er den Leuten immer, Er hält das ganze Land zusammen, und damit Er das große Reich führen kann, ist es notwendig, dass jeder seine Pflicht gewissenhaft erfüllt. Das ist das Mindeste, was wir tun können. Und tun müssen. Auch an der kleinsten und unbedeutendsten Stelle hat jeder eine wichtige Aufgabe zu erfüllen. Wenn man für Seine Majestät die Pflicht tut und auf den Herrn Pfarrer hört, kann man im Grunde nichts falsch machen, sagt er.“

„Er ist jung“, sagte der Kutscher Strohmeier.

„Aber er hat seine Prinzipien. Er hat mir das natürlich selbst nicht erzählt, aber ich habe es von jemand anderem erfahren, bleibt ja nichts verborgen, hier. Den Wendel kennst du?“

„Dem der Gemischtwarenladen gehört? Natürlich.“

„Also, ist mir zugetragen worden. Für den Wendel kommt ein Brief, vom Gericht. Als der Ferdinand zustellen wollte, war er nicht da und er hinterlässt eine Benachrichtigung für den Wendel. Ein Brief, vom Gericht, liegt auf der Poststation zur deroselbst Abholung. Der Wendel taucht auf, ahnt natürlich nichts Gutes und kommt an den Adjunkt. Nach einem Blick auf das Couvert, schiebt er es dem Adjunkt wieder über den Tisch zurück. ‚Adjunkt‘, sagt er, ‚Adjunkt, tun Sie mir einen Gefallen. Nehmen Sie den Brief wieder und lassen Sie ihn zurückgehen. Schreiben Sie denen, Adressat vorübergehend abgängig oder abwesend oder wie das heißt. Ich kann das alles regeln, aber ich brauch noch ein bisschen

Zeit, ein paar Tage, verstehen Sie? Wenn der Brief zurückgeht und nochmals zugestellt wird, habe ich alles erledigt. Tun Sie mir den Gefallen.‘ Was soll ich dir sagen. Genauso gut hätte er dem Adjunkt eine geladene Pistole für ein Attentat auf den Kaiser in die Hand drücken können. ‚Ich bin Postbeamter Seiner Apostolischen Majestät‘, sagte der Adjunkt und stand auf – .“

„Und reichte dem Wendel nicht einmal bis unter die Achsel“, sagte der Postkutscher.

„Seiner Apostolischen Majestät und ich habe einen Diensteid geleistet und nie, nie, werde ich den Kaiser enttäuschen. Es ist ein schweres Delikt, ein Poststück zu unterdrücken, und noch dazu vom Gericht!‘ Ganz rot soll er vor Aufregung im Gesicht gewesen sein. Der Wendel war so perplex, dass er Hals über Kopf kehrt machte und aus der Poststation stürmte. Kaum war er über die Treppen unten, stand der Adjunkt in der Tür, die Hand hoch über den Kopf erhoben und in der Hand den Brief vom Gericht. ‚Der Brief!‘, rief er Wendel nach, ‚der Brief ist mitzunehmen!‘

„Einen braven Burschen hast du da“, sagte Strohmeier. „Kann mir schon vorstellen, worum es beim Wendel wieder ging. Der hat schon so viel Wirtshauseinrichtung bezahlt, dass er ein eigenes Gasthaus haben könnte. Zu dem gehen die Gendarmen nur, wenn sie zu viert oder zu fünft sind.“

„Kurz hatte ich einmal gedacht, dass seine jüngste Tochter, die in der Bäckerei, die Liese, auf den Adjunkten ein Auge geworfen habe, aber da hab ich mich wohl getäuscht.“

„Hm.“ Strohmeier brummte, während er den Fidibus über den Gluthügel des Tabaks in seiner Pfeife hielt. „Das wär’ wohl nichts Gutes für deinen

Adjunkt. Das kann ich mir nicht vorstellen, dass das gut wäre.“

„Was meinst du?“

„Ist ein flatterhaftes Ding, die Liese, hab' ich gehört. Flattert einmal hierhin, einmal dorthin. Die ist nichts für deinen braven Adjunkt.“

In diesem ersten Dreivierteljahr hatte Korbmeister fast alle kennen gelernt. Den Apotheker und den Arzt, den Pfarrer sowieso, den Gutsverwalter der Herrschaft und den Lehrer. ›Die Frauen‹, dachte er, ›treten nicht so sehr in Erscheinung. Zumindest nicht im Kirchenwirt. Die halten die Stadt im Hintergrund zusammen, kommt mir vor. Die Männer sind laut und hauen schon einmal auf den Tisch, dass das Steingutzeug klirrt, aber die Frauen verständigen sich untereinander. Die sind praktisch veranlagt, rechnen und halten auch das Geld zusammen. Stecken die Köpfe zusammen und richten einander gegenseitig aus, aber nie so böseartig, dass der Ring, den sie um die Stadt bilden, auseinanderbricht. Gibt nur eine Gefahr, eine ganz große Gefahr. Auf das bin ich schon drauf gekommen. Es gibt die eine oder andere, die es erwischt. Wenn man sie so sieht, am Sonntag zum Kirchgang, mit der Tracht oder im feinen Tuch, oder auch im einfachen Wollkleid, recht ordentlich frisiert und herausgeputzt, möchte man es nicht glauben, dass es der einen oder anderen passiert. Dann muss sie etwas jucken, etwas, was so unbezähmbar in ihnen ist, dass sie gar nichts dagegen tun können. Das war bei der Frau vom Apotheker so und bei der vom Baumeister auch. Viel habe ich ja nicht davon gehört. Die Männer reden sowieso nicht darüber und die Frauen auch nur untereinander. Grad, wenn sie in der Poststube stehen und mich wie so ein Inventarstück

betrachten, als wäre ich Luft, reden sie manchmal, wie es denen gegangen ist, wie ein Tier hat sie sich ihm hingegeben, hat die eine gesagt, wie ein Tier. Irgendetwas ist da mit diesen Frauen geschehen, unter dem ganzen feinen Stoff und hinter dem Gesangbuch und all den feinen Manieren, die sie pflegen, und in all der Sauberkeit, auf die sie achten. Und diese Frauen hat man nicht mehr gesehen, die waren verschwunden, denen hat das das Genick gebrochen. ‚Die Kareninas der Stadt‘, hat der Postmeister einmal gemurmelt, aber ich weiß nicht, was er damit meinte.‹

Im Frühjahr war der Richter vom Bezirksgericht da und hielt Amts- und Gerichtstag. Er war ein großer und eleganter Mann und machte den Eindruck, als erledigte er seine Arbeit quasi nebenbei, wie der Postmeister gegenüber dem Adjunkt bemerkte. Korbmeister sah zu, dass er mit dem Postmeister mitgehen konnte, als der zum Kirchenwirt ging, wohin der Richter frühnachmittags seine Tätigkeit verlegte. Er war ein lauter und fröhlicher Mann, der alle mit seinem Gelächter bezwang, er erkannte Korbmeister wieder und erinnerte sich sofort an ihn und begrüßte ihn lauthals über alle Köpfe hinweg und Korbmeister wurde rot, als alle zu ihm hersahen. Er war vor Monaten mit dem Postautobus zum Gericht gefahren, weil er eine Vorladung als Zeuge zu einer Zustellung einer Exekution hatte. Das Gericht war in einem ehemaligen Landgut eines Grafen untergebracht, mit einem großen, runden Tor und einem weiten Hof dahinter, und an der Seite führte eine überdachte hölzerne Treppe in den ersten Stock, wo sich das Gericht befand. Es waren nur ein paar Räume, ein Saal für Verhandlungen, das Zimmer des Richters, eine Kanzlei und eine Registratur und was

man sonst noch für die Schreiber, den Vollzieher und das Grundbuch benötigte. Die Räume waren niedrig und die Böden aus hellgrauem, faserig abgetretenem Holz. Korbmeister hatte auf dem Gang gewartet, bis er aufgerufen wurde, und dann betrat der den Verhandlungssaal und war überrascht, wie freundlich ihn der Richter empfing. „Mein lieber Adjunkt“, sagte er, „Sie können uns doch sicher etwas zu dem Zustellvorgang erzählen“, und hörte sich an, was Korbmeister zu sagen hatte. ›Das war keine strenge Gerichtsverhandlung‹, dachte Korbmeister, der Richter lachte und stellte Betrachtungen an, über das Recht und die Post und die Zustellung und wie wichtig es sei für das Recht, dass ein kleines Schriftstück an den richtigen Ort komme, und fragte den Schreiber, ob er alles notiert habe, und lachte und meinte, nun könne er, Korbmeister, wieder nach Hause fahren. Oder die Stadt ansehen, wenn er zum ersten Mal hier sei. Sie sei sehr schön, die Stadt, es zahle sich aus, sie zu besichtigen. Er ist aber mit dem nächsten Postbus, der der letzte war, gleich wieder zurückgefahren.

Und nun, als der Amts- und Gerichtstag ausklang, beim Kirchenwirt, wie offenbar immer, dachte Korbmeister, da alle so selbstverständlich mitgekommen waren, als der Richter mitsamt dem Tross übersiedelte, wandte sich der Richter an ihn und fragte, ob er denn Jäger sei, und als Korbmeister ihn ansah und den Kopf schüttelte, ob er nicht jagen gehe, das könne doch nicht sein, alle gingen jagen, es gebe kein schöneres Erlebnis, als mit allen Freunden zur Jagd zu gehen. Korbmeister wehrte ab und er vermied es, in die Gesichter der Männer in der Runde zu sehen.

Als es spät wurde, zog sich Korbmeister zurück, es war nicht abzusehen, wie lange es hier noch hoch

hergehen würde. Er stieg in seine Kammer, holte das hohe, gebundene Heft aus dem Kasten, das vor wenigen Tagen angekommen war und legte es sorgfältig und feierlich, wie eine Heilige Schrift, auf den kleinen Tisch beim Fenster und zündete die Lampe an. Er klappte den Einband aus starkem Papier um und strich ihn glatt. Zu ebener Erde und im ersten Stock und andere Werke von Johann Nestroy, stand auf der ersten Seite. Er begann zu lesen und es war, als öffnete sich eine Bühne, wenn er umblätterte, als würde ein Vorhang aufgezogen und die Soffitten und Kulissen in die rechte Position geschoben, das Licht ging aus und die Musik setzte ein und, als sie zu Ende war, betraten die Schauspieler die hell erleuchtete Bühne und sprachen so natürlich, als wären sie keine Schauspieler, sondern die Figuren des Stücks, und die Sprache klang klar und heiter, traurig und verschlagen, heimtückisch und verzweifelt, stolz und verliebt über die Bühnenrampe, und es war der Augenblick, in dem die Stimmung kippte, umschlug, der Schauspieler von einem Moment zum anderen ein Anderer wurde und ganz anders und mit anderer Sprache sprach, die Korbmeister einen Schauer über den Rücken jagte. Es war eine andere Welt, dachte Korbmeister, nein, es war die Welt, die Welt schlechthin, die sich ihm hier auftat. Es musste das Höchste sein, was zu erreichen war, auf einer Bühne zu stehen und sich in die Figur des Stücks zu verwandeln, wie sie zu denken und zu fühlen, und ihr Schicksal zu haben, Abend für Abend wurde die Welt erschaffen und ging unter, und Abend für Abend vollzog sich dieses Wunder des Theaters, diese Weltwerdung auf der Bühne.

›Man kann mit niemandem darüber reden‹, dachte Korbmeister, ›die Menschen hier würden es nicht

verstehen. Selbst der Postmeister, der gewiss ein sehr gebildeter Mann ist, hat nur mit der Schulter gezuckt, als er einmal, ein einziges Mal, die Rede auf das Theater brachte, und hat geantwortet, er sei einmal, vor Jahren, in Krems in einem Theater gewesen, aber die Schauspieler hätten so schlecht gespielt und sich so täppisch benommen, dass die Leute im Zuschauer-raum gejoht und geschrien und Buh gerufen hätten, und schließlich seien Tomaten und Gemüse und Eier auf die Bühne geflogen und man habe regelrecht Jagd auf die Schauspieler gemacht, die in einer wahren Flucht von der Bühne abgegangen seien. ›Das muss aber ein abgekartetes Spiel gewesen sein‹, hatte Korbmeister gedacht, ›sonst hätten die Zuschauer wohl kaum Tomaten, Eier und was weiß ich noch im Theater mitgehabt.‹

Der Postadjunkt schrieb regelmäßig Bestellungen an den Theaterverlag und gab die Briefe Strohmeier mit, der ihm dann einige Wochen später die Textbücher in Papier verpackt, mitbrachte. Korbmeister schob sie in der Poststube in die Lade und wartete voll Anspannung, dass der Dienst zu Ende ging und er mit dem Paket zum Kirchenwirt und auf seine Stube gehen konnte, wo er das Packpapier sorgfältig löste und die Textbücher herausnahm.

Darüber sprach er zu niemandem. Die Hefte versteckte er auch vor dem Mädchen, welches einmal im Monat seine Stube aufräumte. ›Wer weiß‹, dachte Korbmeister, ›vielleicht kann sie lesen, man kann nie wissen. Es würde nur verwirrtes Zeug herauskommen, wenn sie den anderen Leuten davon erzählt.‹

Er hatte sich in allen Dingen, die in der Poststation anfielen, Routine angeeignet und der Postmeister ließ ihn meist allein die Sachen erledigen. Je weniger

Zeit er für die Verrichtung der Arbeit brauchte, umso länger wurde sie ihm.

Der Sommer dehnte sich unter einem milchig weißen Himmel durch den Juli und den August, unterbrochen von violettgrauen Gewitterwolken, Wolkenbrüchen und Blitzschlägen aus Ambosswolkentürmen, die Bauernhäuser in Brand setzten. Die Feuerwehren aller Orte rückten aus und mussten zusehen, wie Balken sich bogen und durchbrachen, wie Pfosten knickten und prasselnd einsackten, über allem die Luft zitterte, wellig, flüssig, wie der Hof langsam einsank, sich in den Boden einbrannte, als schwarzaschiges Brandmal.

Das Leben in der Stadt nahm weiter seinen Lauf, die Frau des Tischlers und die Frau des Fleischers kamen fast zur gleichen Zeit nieder, und die Frau des Apothekers, die zweite Frau, wie die Leute sagten, in Wahrheit die Frau, die zu ihm gezogen war, nachdem seine Ehefrau nach dem Ruchbarwerden der Affaire verschwunden war, starb eines Sonntag vormittags, der Arzt und der Apotheker konnten nicht helfen. Der Kaplan fragte in die Stille des Totenzimmers leise, ob er das Fenster öffnen dürfe, wegen der Seele, meinte er, und öffnete die Flügel des Fensters sacht und sah über den Stadtplatz und die Dächer der unteren Stadt auf die Felder draußen, auf denen noch der Morgennebel lag, und hoch darüber leuchtete der Himmel in der Morgensonne blau.

Der Postcourse verkehrte regelmäßig, der Kutscher kehrte zu und es waren inzwischen drei, der Postmeister, der Kutscher und der Adjunkt, die in der Station zusammensaßen wie alte Soldaten des Postdienstes. Die Abende verbrachten sie beim Kirchenwirt und mitunter dröhnten die alten Zeiten wieder los, schlug

der Strohmeier mit rotem Gesicht und offenem Kragen mit der Faust auf den Tisch und Geschichten wurden aufgetischt, von denen keiner wusste, ob sie wahr waren und von denen keiner meinte, dass es notwendig sei, zu wissen, ob sie wahr waren, die aber einfach gut erzählt wurden, etwa die, als Strohmeier bei der Wüstung von einem Dachs gestellt wurde, jawohl, gestellt sagte der, der sie erzählte, ein riesenhaftes Tier, das ihn nicht vorbeilassen wollte und Anstalten machte, ihn anzugehen, und der Strohmeier, mit seinen dicken Stulphandschuhen fuhr auf den Dachs los und packte ihn und warf ihn in hohem Bogen in den Wald zwischen die Stämme. Der alte Strohmeier saß daneben und sagte nichts dazu, strich mit der Hand die aufgewirbelten Enden seines Schnurrbartes zur Seite und machte die Augen schmal wie ein Fuchs.

Im Dezember wuchs die Schneedecke über Nacht zu dicken Polstern, die alle Kanten und Abbrüche, Gräben, Steine und Hügel überzogen, die Landschaft ebnete langsam aus, so wie die Flocken niederfielen. Es ließ sich nicht einmal mehr erahnen, wie die Oberfläche der Erde darunter aussah, in welche Richtung der Weg verlief, die Biegung des Baches.

„Den Weg auf der Erde gibt uns der Kaiser vor und den Weg im Himmel der liebe Gott“, sagte der Adjunkt immer, „so kann uns nichts geschehen und wir können nicht irregehen. Den Kaiser wird’s immer geben, einen Kaiser, einen Nachfolger aus dem großen Hause, es ist ganz unvorstellbar, dass es keinen Kaiser mehr gibt und es wäre auch wider jede Vernunft. Wer sollte dann regieren, das Riesenreich führen, das Heer der Soldaten und das Heer der Beamten, kommandieren? Kein Mensch kann wollen, dass es keinen Kaiser mehr gibt, keiner, der einen Funken Verstand besitzt.“

Es wird kein Retrait geblasen werden in diesem riesigen Reich. So viele Völker, mit so vielen Sprachen, in so vielen verschiedenen Landschaften, und alle fühlen sie sich sicher und geborgen und gut regiert. Na, und über den lieben Gott brauchen wir gar nicht zu reden. Im Grunde wollen ja die Protestanten das Gleiche. Man kann sie nicht verteufeln, sie sind nur ein wenig irregeleitet, aber im Grunde sind sie auch gute Christenmenschen. Ein bisschen anders, seltsam vielleicht, aber Christenmenschen. Und ich wette, käme es wieder dazu, was natürlich ganz unmöglich ist, dass die mohammedanischen Horden wieder vor der Stadt stehen, keinen Moment würden sie zögern, die rechtgläubigen Katholiken ebenso wie die Protestanten, sie würden aufstehen und zum Säbel greifen. Für unseren Kaiser und für den lieben Gott. Nein, nein, keiner braucht sich Sorgen zu machen und Angst zu haben. Die Wege sind ganz klar vorgezeichnet, unten wie oben, man braucht ihnen nur zu folgen.“ So redet er immer, der Adjunkt, beinahe wie der Pfarrer am Sonntag in der Kirche. Nur, dass hier kein Weg mehr zu sehen ist, weil der verfluchte Schnee alles gleich macht. Wenn die Bäume und die Strauchspitzen nicht wären und ich nicht mit geschlossenen Augen den Weg fände, wär’ ich verloren“, dachte Strohmeier.

Die Pferde hatten dicke Eisballen um die Hufe in den Fellzotteln hängen und stemmten sich mit dem ganzen Gewicht in das Geschirr. Strohmeier hatte gespürt, dass sie immer langsamer geworden waren, zuerst hatte es so ausgesehen, als würden sie sich die Kräfte einteilen, aber seit einiger Zeit spürte er vom Kutschbock, an ihrem Atmen und ihren Bewegungen, dass sie ihre Kräfte nicht einteilten, sondern dass diese langsam nachließen, dass nichts mehr vorhan-

den war, was eingeteilt hätte werden können, und dass der Rest an Kraft schmolz, wie ein Schneehaufen im Märzregen. Die breiten Kruppen der Rösser zitterten vor Anstrengung, während die Räder der Kutsche durch den Schnee schnitten.

›Der Umweg geht sich nicht mehr aus‹, dachte Strohmeier, ›wir müssen den direkten Weg nehmen. Sie schaffen das. Für den direkten Weg reicht ihre Kraft noch. Wenn ich außen herumfahre, wer weiß. Auf der Hochfläche kann es wehen und wenn ich dort stecken bleibe, bin ich noch weiter ab, dann gute Nacht.‹ Auf seiner Fellkappe mit den Ohrenklappen lag hoch der Schnee und rieselte bei jedem Seitwärtsschwanken der hohen Kutsche auf seine Schultern. Die Schneeflocken waren durchgefroren, ein trockener, leicht zu verblasender, glitzernder, weißer Schleier, der sich in dichten Schichten über die Erde legte.

Vor der Hügelabfahrt durch den Nadelwald hielt Strohmeier die Kutsche an und stieg in einer Wolke von aufstauendem Schnee ab. Unter einem Vordach aus rohen Brettern unter den verschneiten Bäumen neben dem Weg zog er einige schenkeldicke Holzstämmen hervor und knotete das eine Ende eines Hanfseiles darum und das andere Ende an einen eisernen Bügel an der Rückseite der Kutsche, sodass das Seil genug lang war und die Enden der Stämme nicht abgehoben wurden, wenn die Kutsche losfuhr. Noch während er die Knoten befestigte, festzurte und überprüfte, deckte der Schnee die Stämme in ihren Furchen auf dem Weg zu. Er kletterte auf den Kutschbock, auf einen Zuruf legten sich die beiden Pferde in das Kummert, schoben ihre Köpfe durch die Atemwolken nach vorn und zogen die Kutsche an. Als der Wagen

den Scheitelpunkt der Kuppe überfuhr, kurbelte Strohmeier die Bremse zu und zog die Zügel an. Die beiden Pferde gingen Schritt für Schritt, stiegen vorsichtig ab, setzten jeden Schritt mit Bedacht, legten sich zurück, während die Kutsche mit ihrem ganzen Gewicht von hinten zu schieben begann, das Kummert in die andere Richtung, von hinten nach vorne drückte, die Hinterhand der Tiere bog sich zu einem gewaltigen Muskelbogen und fast saßen die Pferde auf dem verschneiten Weg, kamen wieder hoch, mit angestrengtem Schritt und die Kutsche schob mit blockierten Rädern durch den Schnee, glitt seitwärts aus der Spur und wieder zurück, in einer schlingernenden, steifen Bewegung und mit langsam zunehmender Geschwindigkeit. Strohmeier schätzte die Entfernung bis zum Ende der Abfahrt. Die Pferde wateten durch den Schnee. ›Wenn die Kutsche unten stehen bleibt, kriegen die beiden Rösser das schwere Gefährt nicht mehr in Schwung und auf die andere Seite hinauf‹, dachte Strohmeier. ›Ich könnte versuchen, auf den letzten Metern abzustiegen und mit dem Messer das Seil zu kappen, und versuchen, wieder auf die Kutsche zu kommen, und sie antreiben, dann mit der gelösten Bremse und ohne Stämme hinten, könnten sie den Gegenhang hinauf schaffen. Verflucht soll der Schnee sein.‹ Die Kutsche bewegte sich nun wie ein Schlitten auf zwei blockierten Radkufen hinten, die Vorderräder einmal zur einen, dann zur anderen Seite weisend, die beiden Pferde in einem aufs äußerste gespannten, stampfenden Tanz der Hufe, die in den bodenlosen Schnee schlugen und wegrutschten, und die Kutsche glitt zur rechten Seite und neigte sich zu den Bäumen am Wegrand und kam nicht wieder in die Spur zurück, sie verdrehte sich und stellte sich quer

und rutschte durch den tiefen leichten Schnee, bis das rechte Hinterrad gegen ein Hindernis stieß, das nicht zu sehen gewesen war, ein Stein oder der Stumpf eines umgeschnittenen Baumes, schon außerhalb des Weges, und das ganze Gewicht der Kutsche legte sich an das Hinterrad, das von der Achse abknickte, und die Speichen zersprangen rund um die Nabe.

Die Kutsche neigte sich zur Seite. Der Kutschbock wies schräg nach unten, sie krängte wie ein Boot, das sich in einer hohen Welle hochstellt, und sie kippte. Die Deichsel stieg hoch und brach, die Pferde stürzten zu Boden und versuchten, mit in den ledernen Leinen verwickelten Hufen wieder Boden zu fassen, die Nüstern weit offen, die Augen aufgerissen und mit fliegenden Mähnen, und die Kutsche kippte. Als hätte eine riesenhafte Faust auf den Waldweg zwischen den Tannen geschlagen, stieg der Schnee hoch, wirbelte durch die Luft, durch das Krachen und Bersten von Holz. Der lang gezogene Schrei der unter der Wucht des Aufpralls auseinander brechenden Postkutsche und das Wiehern der Pferde in Panik begleiteten das Aufschlagen und Bersten der Kutsche. Und dann lag Stille über den zermalmtten Teilen, den Trümmern des Aufbaus und Resten des Fahrwerks und den halb ausgeschirrten zitternden Rössern, eine Stille, in welche der Schnee fiel.

Der Course wurde nicht neu besetzt. Die Poststation war in wochenlanges Schweigen gefallen, auch die Menschen, die kamen, um Poststücke aufzugeben oder abzuholen, sprachen nur das Notwendigste und mit leiser Stimme. Die Leute in der Stadt beruhigten sich mit Vermutungen und Versuchen der Erklärung, er habe wohl in die Stadt gewollt und nicht mehr den langen Umweg fahren wollen, wo der Weg

flacher ist, nur der Postmeister sagte zum Adjunkt: „Es war wegen der Pferde. Es war ihm nichts anderes übriggeblieben, als den Weg über die Hügelabfahrt zu nehmen, den Umweg hätten die Tiere im tiefen, verwehten Schnee nicht mehr geschafft. Es war wegen der Tiere. Er hat nur an die Pferde gedacht.“

Der Vorfall war den ganzen Winter über nicht mehr abzuschütteln. Es hatte schon früher schwere Unglücksfälle gegeben, über die die Menschen in der Stadt in der einen oder anderen Weise hinwegkamen, oft rasch, mitunter erst nach einiger Zeit. Dieser Vorfall jedoch belastete das Leben in der Stadt, jedenfalls so lange, so lange Schnee lag. Erst nach dem Verschwinden der letzten grauweißen schmutzigen Schneeflecken auf den braunen Wiesen, schienen die Menschen das Geschehen hinter sich zu lassen und als Bestandteil der Geschichte der Stadt in ihre Chronik aufzunehmen.

Das Treiben der Menschen in der Stadt und auf den kleinen Höfen in der Umgebung war wieder ohne Aufregung, als etwa Anfang des Juli die Liese des Gemischtwarenhändler Wendel, die in der Bäckerei arbeitete, zu Dr. Roth ging. Im Spalier an der weißen Hausmauer summte es von den Bienen und Stechfliegen, die Falter tanzten auf und nieder, und sie flogen alle auf, als sie die Stange mit der Glocke zog und eintrat. Sie stieg die Treppen in den oberen Stock hinauf und wurde zum Doktor vorgelassen. Das Gespräch nach der Untersuchung war kurz.

„Wie lange ist es?“, sagte Liese.

„Soweit ich das beurteilen kann, zwölf Wochen etwa, würde ich sagen.“ sagte Dr. Roth. „Vielleicht auch noch nicht so lange.“

Liese sah aus dem Fenster.

„Und?“, sagte Dr. Roth. „Wie wird es weitergehen? Und mit wem?“

„Zwölf Wochen, vielleicht auch kürzer. Lassen Sie mich nachdenken“, sagte Liese.

„Brauchst du Hilfe? Ich meine, kann ich etwas für dich tun, mit der Familie sprechen, meine ich?“, sagte Dr. Roth.

Liese wandte den Kopf vom Fenster zurück und sah den Arzt an.

„Wie? Hilfe? Ach so, nein danke, ich brauch keine Hilfe. Danke für das Angebot. Das regle ich schon alles alleine“, sagte Liese.

Sie verließ das Haus von Dr. Roth und ging die Straße hinunter. Beinahe hätte man glauben können, sie hüpfte vor sich hin. Sie querte die Straße zum vis-à-vis gelegenen Trottoir und ging auf der anderen Seite an der Poststation vorbei, in deren Vorgarten die Schmetterlinge um den Sommerflieder durch die Luft schaukelten.

Es ging gegen das Ende seiner Zeit zu. Die Leute in der Stadt wussten nichts davon, aber Korbmeister hatte schon geschrieben und die Antwort erhalten, er hatte das Datum gelesen und den Postmeister um zwei Tage gebeten, um dringende Geschäfte in der Hauptstadt zu erledigen. Der Postmeister hatte genickt und nicht gefragt, welcher Art diese dringenden Geschäfte seien. Sie kannten einander schon zu gut, als dass diese Frage unangebrachte Neugierde des Vorgesetzten gewesen wäre, aber er hatte sie nicht gestellt und Korbmeister wurde erst hinterher bewusst, dass er sich gar keine Antwort überlegt hatte. Korbmeister verbrachte weiter die Abende beim Wirt, traf dieselben Menschen wie bisher und empfand alles anders, seit er sich entschlossen hatte, den Brief zu schreiben.

Es kam dabei kein Gefühl von Verrat auf. »Es ist nicht von mir ausgegangen«, dachte der Adjunkt, »bei Gott ist es nicht von mir ausgegangen. Aber es gibt Dinge, die man nicht beeinflussen kann, Schicksalhaftigkeiten, könnte man sagen, gegen die man nicht an kann. Besser, man entzieht sich diesen Dingen rechtzeitig, solange man sich ihnen noch entziehen kann. Sie beeinflussen kann man ohnehin zu keiner Zeit, nur sich ihnen entziehen, wenn man es rechtzeitig tut. Es war haarscharf, dass ich diesen Zeitpunkt verpasst hätte. Vielleicht hätte ich mich auch anders verhalten, forscher auftreten können. Vielleicht. Dann wäre der Brief nicht notwendig gewesen. Aber wer weiß. Ich hätte jedenfalls keinen leichten Stand gehabt, hier. Der Postmeister hätte mich schon verstanden. Aber die anderen? Die Frauen der Stadt? Es war aber gar nicht deswegen. Wenn ich ehrlich zu mir selbst bin, war es gar nicht deswegen. Das hätte ich ganz leicht klarstellen können, und ich wäre nicht der Blamierte gewesen. Ich jedenfalls nicht. Wenn ich ganz ehrlich bin, war's schon aus dem anderen Grund.«

Das Mädchen räumte den Teller und das Besteck vor ihm ab.

„Darf's noch was sein?“, fragte sie. „Ein Bier noch?“

„Oh ja, bitte“, sagte der Adjunkt.

Sein Tisch war gerade abgeräumt und das Mädchen hatte ihm den Rücken zugekehrt, als der Pfarrer und der Lehrer der Volksschule der Stadt hereinkamen, den abgeräumten, leeren Tisch, an dem der Adjunkt saß, den am weitesten von der Schank entfernten, in der letzten Ecke der Gaststube stehenden Tisch sahen und den Postadjunkt ganz allein, und zu ihm kamen und „Ist's recht?“ sagten und sich zu ihm setzten.

„Wir haben noch einiges wegen des Kirchenchors zu

besprechen“, sagte der Pfarrer und bestellte für sich und den Lehrer etwas zu trinken bei dem Mädchen, das mit dem Teller des Adjunkt in der Hand umgedreht hatte, als Lehrer und Pfarrer sich beim Adjunkt niederließen.

„Wir sind ja froh und dankbar, dass wir mit unserem Herrn Lehrer so einen hervorragenden Regenschori haben“, sagte der Pfarrer.

„Lass nur“, sagte der Lehrer. Er trug die grauen Haare nach hinten gekämmt und hinter den Ohren in langen Strähnen eingeklemmt. Seine Augen waren durch die dicken runden Brillengläser zu großen, dunklen Flecken mit verschwimmenden Rändern vergrößert, die vorsichtig von einer Seite zur anderen glitten, an den Rand stießen und wieder zurück wanderten. Die Finger des Lehrers bewegten sich unausgesetzt, als tastete er ein unsichtbares Manual ab, nicht um darauf zu spielen, sondern um sich zu vergewissern, dass alle Tasten vorhanden waren.

„Hätten Sie nicht auch Lust, zum Kirchenchor zu kommen?“, sagte der Pfarrer zum Adjunkt.

„Nein, nein. Danke. Das ist sehr liebenswürdig, dass Sie mich einladen, aber singen, also das kann ich nun grade gar nicht“, sagte Korbmeister.

„Mein lieber Adjunkt, das haben schon so viele gesagt, dass sie nicht singen könnten. Und die sind jetzt seit vielen Jahren bei uns, sind gerade die Stützen unseres Chors. Jeder Mensch kann singen, der Herr hat jedem Menschen Gesang gegeben, dass er ihn verherrliche. Das haben wir schon so oft und immer wieder gehört, dass man nicht singen könne, nicht wahr, lieber Regens?“

„Ja, schon oft. Alle sagen sie das“, sagte der Lehrer, den Blick in die Ferne gerichtet. Sein Rock war abgeschabt und geflickt und auf der Brust mit Flecken von

Essen bespritzt. Korbmeister war ihm noch nie so nahe gekommen wie jetzt und musterte ihn, so verhalten es ihm möglich war, während er die Vorschläge des Pfarrers für die Teilnahme beim Kirchenchor und den zweimaligen Proben in der Woche, zu denen alle, wirklich alle, jedes Mal und pünktlich und vollzählig erschienen, im Pfarrsaal, wo das Harmonium steht, eine kleine Familie innerhalb der Gemeinde, abzuwehren suchte, wo es ihm doch so leicht gewesen wäre, die Überredung durch den Pfarrer mit einem Satz zu beenden.

„Es sind auch alleinstehende junge Damen dabei!“, versuchte es der Pfarrer auf andere Weise. „Und ich kann Ihnen sagen, aus dem Chor im Schoße unserer Mutter Kirche sind schon einige sehr, sehr glückliche Ehen dieser Stadt hervor gegangen. Nicht wahr, Regens?“, sagte er.

„Vollkommen richtig“, sagte der Lehrer, „gerade die glücklichsten, würde ich sagen.“

„Ihr Postmeister hat ja früher auch bei uns gesungen. Auch er!“, sagte der Pfarrer. Korbmeister sah ihn ungläubig an.

„Der Postmeister?“, fragte er. „Im Kirchenchor?“

„Oh ja! Regens, du kannst dich noch erinnern, nicht wahr?“

„Ja, ich erinnere mich gut. Beide haben sie im Chor gesungen, er und seine Frau. Aber sie haben einander nicht bei uns kennen gelernt.“

Korbmeister sah zum Lehrer, der mit langsamer Stimme redete, als läse er seine Worte von einer Tafel im Unendlichen ab. Der Lehrer war Korbmeister immer, trotz seiner grauen, stets in Bögen hinter die Ohren gekämmten Haare jugendlich erschienen, aber heute, aus der Nähe betrachtet, alterte er auf dem

Stuhl neben ihm von Minute zu Minute durch die Jahre in sein wahres Alter.

„Bis dann das Kind starb“, sagte der Pfarrer. „Nun, das habe ich schon verstanden, dass sie dann beide nicht mehr gekommen sind.“

„Ein Kind starb?“, sagte der Adjunkt. Obwohl er Tag für Tag gemeinsam mit dem Postmeister in derselben Stube verbrachte, wusste er von ihm nichts. Lange hatte er gedacht, der Postmeister sei unverheiratet, weil er immer so lange in der Station blieb, bis er die Arbeit vollständig erledigt hatte und niemand auf ihn zu warten schien. Korbmeister war schon einige Monate auf dem Adjunktenposten, als der Postmeister eines Abends sagte, er gehe jetzt zu seiner Frau nach Hause, unvermittelt und ohne Anlass, was er an jedem anderen Abend davor hätte gesagt haben können, und ebenso unbegreiflich war es Korbmeister, dass der Postmeister die Monate zuvor über die Tatsache, dass er verheiratet war, geschwiegen hatten.

„Der Postmeister hat ein Kind? Ich meine, hatte ein Kind?“, sagte der Adjunkt.

„Er hatte zwei Kinder“, sagte der Lehrer langsam, „das erste Kind fiel in den Mühlbach, als es etwa drei Jahre alt war und ertrank. Die beiden haben diesen Schicksalsschlag bewundernswert hingenommen. Zwei Jahre später war seine Frau wieder schwanger und gebar ein Kind, wieder einen Sohn, wie das erste Kind. Dieses Kind starb, als es etwa im Alter des ersten Sohnes war, an roten Flecken mit hohem Fieber. Es war eine ganz furchtbare Zeit für den Postmeister und seine Frau.“

„Die Leute gingen ihnen aus dem Weg, weil keiner wusste, was er sagen sollte. So gingen die beiden durch die Stadt, haben nicht links und nicht rechts

geschaut, weil sie nicht in die verlegenen Gesichter blicken wollten“, sagte der Pfarrer. „Aber sie waren unerschütterlich. Es ist sogar mir unheimlich gewesen, woher die beiden diese ungeheure Kraft und Gelassenheit in ihrer Trauer nahmen. Es schien beinahe übermenschlich. Sie zog sich mehr zurück. Aber er, der Postmeister, war unverändert, freundlich, hilfsbereit, hatte für jeden ein Ohr. Nicht eine Spur von Bitternis, nicht eine Spur von Hader.“

„Und sie hatten nur mehr einander“, sagte der Lehrer schleppend, während seine Finger über die unsichtbaren Tasten glitten, „die Frau des Postmeisters war eine Waise, schon als sie heirateten, und hatte auch keine Geschwister oder sonstige Verwandte. Und seine Eltern starben wenige Jahre später, auch er geschwisterlos. Sie haben nur mehr einander.“

„Der Herr hat die beiden gesegnet“, sagte der Pfarrer.

„Wie kann man so etwas sagen, nach allem, was ihnen zugestoßen ist, nach allem, was geschehen ist, mutterseelenallein auf der Welt!“, sagte Korbmeister.

„Er hat schon recht“, sagte der Lehrer. „Der Herr hat die beiden gesegnet.“

„Vieles könnte man daraus lernen“, sagte der Pfarrer. „Ein festes Haus ist dieser Glaube manchen. Aber vom Postmeister und seiner Frau könnte so mancher vieles lernen. In unerschütterbarem Gottvertrauen und in Zuversicht, zu jeder Zeit. Es ist die Gewissheit des Glaubens!“, rief der Pfarrer aus. „Die Gewissheit des Glaubens! Sie feht den Menschen gegen alle Schicksalsschläge, alles Leid und alle Verzweiflung. Wer in der Gewissheit des Glaubens lebt, kennt keine Zweifel. Zu Ostern fahren sie jedes Jahr nach Altenburg und verbringen die heiligen Tage dort. Der

Postmeister ist mit dem Guardian und dem Kooperator befreundet, die ihnen Quartier geben. Es ist ganz unbedeutend, ob sie nun jeden Sonntag zu mir in die Messe kommen oder sich nur am Abend in eine Reihe setzen, wenn bloß ein paar Kerzen mehr brennen. Der Glaube ist ihnen ein festes Haus und das spürt jeder, der mit ihnen zu tun hat.“

„Ein festes Haus“, sagte der Lehrer mit fester Stimme.

„Der Herr kann Kraft geben, von der der Mensch keine Vorstellung hat. Wenn ER hinter einem steht, verliert man nie den Boden unter den Füßen“, sagte der Pfarrer.

„So ist es“, sagte der Lehrer und nickte.

Korbmeister fiel der Brief ein und die Antwort und dass der Postmeister genickt hatte, als er um zwei freie Tage bat und nicht gefragt hatte, aber wahrscheinlich wusste, warum er sie nehmen wollte, warum er nach Wien fahren würde, wahrscheinlich wusste er überhaupt alles und hatte dazu geschwiegen, keine Fragen gestellt und nur freundlich genickt.

›Vielleicht war es doch falsch gewesen, den Brief zu schreiben‹, dachte Korbmeister, ›wegen so einer Lächerlichkeit von einem Menschen wegzugehen, der nur freundlich und verständnisvoll nickt, fast lächelnd, und mich ziehen lässt und dabei wahrscheinlich alles weiß und schweigt.‹

Wochen später stand er dann vor dem mächtigen Bau aus abgesetzten Steinquadern, mit Adler, Fahne und den Insignien über dem Eingang geschmückt, als wäre es das Kriegsministerium, überquerte die Ringstraße, mit jedem Schritt auf das Gebäude zu ehrfürchtiger werdend, ging zwischen den Flügeln des mittleren Tores durch und zu dem in eine Nische

der säulengetragenen Einfahrtshalle gebauten Pförtnerhaus.

Er stieg die Treppen in das ihm angegebene Stockwerk und suchte in dem langen Gang nach der ihm genannten Zimmernummer. Der Parkettboden des Vorzimmers knarrte bei jedem Schritt und er beeilte sich zur nächsten Türe zu kommen und anzuklopfen und dahinter lag das Sekretariat, in dem sich eine der Damen erhob und ihn durch eine hohe, doppelflügelige Türe in das nächste, große Zimmer führte, in welchem der Parkettboden genauso knarrte wie im Vorzimmer, auf dem Weg bis zu dem Schreibtisch und dem tiefen Fauteuil davor, in dessen Richtung der Mann hinter dem Schreibtisch eine Handbewegung machte und wartete, bis sich Korbmeister darin niedergelassen hatte. Obwohl er mit durchgedrücktem Rücken auf dem Fauteuil saß, ragten dessen Armlehnen beinahe bis in Höhe seiner Schultern.

„Also, mein lieber Korbmeister, weg wollen Sie aus Weitra, versetzen sollen wir Sie“, sagte der Mann hinter dem Schreibtisch. „Warum denn das? War doch Ihre erste Stelle und so lange sind Sie ja nun auch wieder noch nicht dort. Ist es Ihnen zu kalt im Winter?“

„Nein, nein, es war schon in Ordnung. Die Kälte im Winter macht mir nichts aus. Das ist es nicht“, sagte Korbmeister und versuchte, die Anrede an den anderen zu umgehen, da er den Titel zwar an der Tür gelesen hatte und sich einprägen wollte, aber in dem Augenblick, in dem der Mann ihn aus hellen blauen Augen in einem roten Gesicht fröhlich ansah, war der Titel, die richtige Anrede, wie ausgelöscht.

„Was war es dann, lieber Korbmeister? Doch nicht der Postmeister, der bestimmt nicht. Das ist ein ganz

lieber Freund von mir, aus alten Tagen sozusagen, den kenne ich gut, der tut keiner Fliege etwas zu leide und einem jungen Postadjunkten auf seiner ersten Stelle schon gar nicht.“

Korbmeister konnte nicht in das rumpelnde Lachen des Mannes einstimmen, ja nicht einmal den Anflug eines Lächelns zeigen, ohne dass er die Sache noch schlimmer gemacht hätte, aber irgendetwas musste er jetzt sagen, auch wenn er gedacht hatte, dass ein Gesuch um Versetzung entweder bewilligt oder abgelehnt, aber nicht, dass er lange gefragt werden würde, warum er sich versetzen lassen wolle, aber jetzt musste er etwas sagen, solange der Mann hinter dem Schreibtisch die Sache offenbar nicht so ernst nahm.

„Es ist etwas delikates“, begann Korbmeister. Als er seine Stimme hörte, erschrak er selbst über die Worte. Es war klar, dass diese Einleitung das Interesse des Mannes wecken musste. Der lehnte sich auch gleich nach vorn und sah ihn an.

„Etwas delikates? Mit Verlaub, mein lieber Adjunkt, was meinen Sie mit etwas delikates?“ Der Mann hatte die Augenbrauen hochgezogen und blieb so mit hochgezogenen Augenbrauen über den Schreibtisch gelehnt sitzen und fixierte Korbmeister aus seinen wasserblauen Augen.

„Nun, ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll –.“

„Nur heraus mit der Sprache, jetzt haben Sie mich neugierig gemacht!“

„Ja. Also. Es war so, dass es da ein junges Mädchen gab. Der Postmeister hat damit nichts zu tun, ich meine, damit, dass ich um Versetzung ersuchte, ich schätze den Postmeister über alles, müssen Sie

wissen. Er ist ein ganz außerordentlicher Mann und hat mir viel –.“

„Adjunkt! Ich kenne den Postmeister. Er ist ein alter Freund von mir und es interessiert mich im Augenblick überhaupt nicht, was er getan und gesagt hat. Sie sagten, es sei delikates, und erwähnten ein junges Mädchen. Nun, was war mit dem jungen Mädchen so delikates?“

„Es war, wie soll ich sagen, so eine Art Affaire. Ja. So etwas wie eine Affaire. Aber bei Gott nichts, was mit der Disziplin für Postadjunkten Schwierigkeiten oder einen Verstoß ergeben hätte. Nur, so eine Art Affaire. Das junge Mädchen machte sich wohl mehr Hoffnungen, als der Lage der Dinge entsprechend gewesen wäre.“

„Ja, ja, was soll denn das, Adjunkt! Hoffnungen, – nach der Lage der Dinge, – was soll denn das Gestammel! Haben Sie einer Jungfer dort die Ehe versprochen? Heraus damit!“

„Nein, Gott bewahre!“, sagte Korbmeister.

„Na, Sie wären nicht der Erste“, polterte der Mann in fröhlichem Gelächter, „bei Gott, Korbmeister, nicht der Erste! Wenn die jungen Damen eine Uniform sehen, kann das Herz schon schwach werden!“

„Es war in allen Ehren. Sie hat das wohl etwas falsch –.“

„Also gut, Adjunkt, machen wir es kurz. Sie haben einer jungen Dirn dort oben den Kopf verdreht und dann ist Ihnen die ganze Sache zu heiß geworden und jetzt fänden Sie jede Meile gut, die ich zwischen Sie und diese junge Dame brächte. Und vor allem zwischen Sie und die Mutter dieser jungen Dame. Das wird sich machen lassen.“

„Ich würde auch gerne mehr in die Nähe der

Hauptstadt kommen“, sagte Korbmeister, wohlweislich ohne den Grund dafür zu nennen.

„Ja, in die Nähe der Hauptstadt wollen alle, das kenne ich. Ich werde sehen, was ich tun kann. Etwas außerhalb wird es schon sein. Es gibt da einen kleinen Wallfahrtsort, nicht gar so weit vor der Stadt. Wir werden sehen. Aber ich kann Ihnen nur dieses eine Mal helfen, den Grund kann ich ja gar nicht in den Personalakt schreiben. Mir wird schon etwas einfallen. Sie hören von mir! Und passen Sie auf der nächsten Stelle besser auf! Sie wissen – die Uniform!“

Korbmeister stolperte die breiten weißen Treppen zur Straße hinunter und schlug einen Weg ein, ohne nachzudenken.

›Jetzt, wo alles so gekommen ist, wie ich mir gewünscht habe, tut es mir schon wieder leid. Ich werde dem Postmeister sagen müssen, dass ich um Versetzung gebeten habe, und ich werde weggehen von Weitra und allen Menschen, die ich dort kenne. Und ich gehe mit einer Unwahrheit. Mit einer Notlüge, könnte man sagen. Der Mann in der Direktion hat sie akzeptiert. Er hat sich beinahe amüsiert! Vielleicht hätte ich, wenn ich mehr Entschlossenheit gezeigt hätte, diesen Schritt gar nicht tun müssen. Liese hätte es nicht besonders gekränkt, wenn ich sie abgewiesen hätte und geblieben wäre. Sie scheint mir ein äußerst robustes Wesen zu haben. Aber, wenn ich ehrlich zu mir bin, war das ja auch gar nicht der Grund.‹

Die Liese hatte dem Adjunkt lange Blicke zugeworfen, solche, von denen sie wusste, dass sie die jungen Männer noch bis in den Schlaf verfolgten. Er hat ein bisschen lange gebraucht, dachte sie, aber schließlich hat es auch bei ihm funktioniert, und

wenn sie von einer Sache etwas verstand und sich auf etwas verlassen konnte, dann war es das. Für den Adjunkt kam alles unerklärlich schnell, von einem Tag auf den anderen, wie man sagt, jedoch kam er gar nicht recht zum Nachdenken, denn kaum hatte er begonnen, darüber zu grübeln, warum sie ihm, ausgerechnet ihm, so tiefe Blicke schenkte, sprach sie ihn an und stürzte ihn in die nächste hoffnungslose Verwirrung. ›Ich muss ihn gleich ansprechen und mir mit ihm etwas ausmachen‹, dachte sie, ›er grübelt zu lange über allen Dingen, und fängt dann an, alles zu überdenken, überlegen und abzuwägen.‹ Sie ließ dem Adjunkt kaum mehr freie Zeit, da sie wusste, wie lange er in der Poststation arbeitete und dann allein beim Wirt war. ›Sie scheint sich alle Zeit für mich zu nehmen, sobald ihr Tagwerk beim Bäcker beendet ist, wartet sie auf mich‹, dachte er. Und mit einem Mal lernte er Plätze in der Umgebung kennen, an denen er noch nie gewesen war, den schmalen Hohlweg, der den Fluss entlang, hinauf auf die Felsen zu einer Bank führte, den umwachsenen Weiher, zu dem nie jemand kam und wo man im Sommer schwimmen und in der Sonne liegen konnte, die Ruine mit den heckenüberwachsenen Winkeln und brusthohen Mauerresten und überall dazwischen Liese, in der leichtesten und fröhlichsten und unbeschwertesten Art, die man sich denken konnte. ›Aber langsam wird mir die Zeit knapp‹, dachte Liese, ›und tut er nicht den ersten Schritt, so tue ich ihn, muss ihn tun, denn die Zeit wird knapp‹, und so stand sie eines Tages in seiner Kammer im Kirchenwirt, wo sie gewartet hatte, bis die Wirtin die Gaststube verlassen hatte, dann hatte sie den Wirt gebeten, sie hinaufzulassen, da sie dem Adjunkt etwas bringen wollte, was eine

Überraschung sein solle, und hatte, in seiner Kammer angekommen, das Wollkleid abgestreift und über die Stuhllehne gelegt und stand in der Kammer, als der Adjunkt die Türe öffnete.

Korbmeister war die Treppen hinauf unters Dach gestiegen und zog die Tür zu seiner Kammer auf und Liese stand da, ohne Kleid, die Hände am Leib und am Brusttuch, das angefüllt war mit weichem weißem Fleisch, in weiten, kurzen Unterhosen aus denen die Beine ragten, die Strümpfe mit Bänderschleifen über den Knien gebunden und darüber, zwischen den Strümpfen und den weiten Unterhosen, die nackten weißen Schenkel.

„Ich will nicht länger warten“, sagte sie und zog an den Bändseln, „ich will mit dir zusammen sein, richtig zusammen sein.“

Korbmeister lehnte sich an die Wand. Er wollte nicht hinsehen, aber er konnte den Blick von diesen zwei Streifen nackter glatter Haut zwischen den Strümpfen und dem gebauschten weißen Stoff der Unterhose nicht wenden. Das Blut pumpte durch ihn in langen, heißen Wellen, stieg in sein Gesicht, so dass es sich tiefrot bis unter die Haare färbte und glühte bis hinter die Ohren, der Schweiß stand auf seiner Stirn und seine Wangen pulsierten. Starr blickte er auf die Beine in den Strümpfen und die Wäschebänder oberhalb der Knie und die nackten Schenkel, von denen ein unbekannter Geruch ausging, dem Leib, den Liese aufnestelte und mit beiden Händen hob sie ihre Brüste an. ›Nie hätte sie das tun dürfen‹, dachte Korbmeister, ›sie war dabei es zu tun, sie durfte nicht die Kleider ablegen, die Unterkleider, sich nackt ausziehen, mir ihren nackten Körper zeigen, ich habe noch nie eine Frau nackt gesehen,‹

dachte er, ›man kann sie gar nicht angreifen, sie riecht gut, und geheimnisvoll, aber ich kann sie gar nicht anfassen und ich weiß nicht, was ich jetzt tun soll, sie ist gar nicht mehr das unbeschwerte junge Mädchen, sie ist herausfordernd und schamlos, hat allen Anstand verloren, es ist abstoßend, sie in so erniedrigender Anbiederung zu sehen, sie zeigt ihre intimsten Stellen her und geniert sich nicht, weg, weg, ich muss aus der Kammer,‹ und er drehte sich um und schlug die Türe hinter sich zu und stürmte die Treppe hinunter und hinaus ins Freie.

›Das war der eigentliche Grund gewesen, und wenn ich ehrlich zu mir selbst bin, muss ich zugeben, dass das der eigentliche Grund dafür gewesen ist, dass ich um meine Versetzung gebeten habe. Es war danach nicht länger möglich, dort zu bleiben. Und es ist nicht von mir ausgegangen.‹ dachte Korbmeister, während er durch die Straßen der Reichshaupt- und Residenzstadt ging.

Über den nächsten Wochen lag für Wilhelm eine große Anspannung. Der Brief musste kommen und dann blieb noch einige Zeit bis zur Abreise, aber er wusste nicht, wie lange es dauern würde. Am liebsten hätte er die Stadt sofort verlassen, noch ehe der Brief eintraf. Der Postmeister würde Fragen stellen und er legte sich Antworten zurecht, verwarf sie wieder und dachte andere aus und war die ganze Zeit über in Sorge, dass etwas von dem unschicklichen Vorfall in die Öffentlichkeit gedrungen war. Er betrachtete die Menschen in der Stadt, ob sich in ihrem Verhalten ihm gegenüber irgendetwas verändert hatte, forschte in ihren Gesichtern und horchte aus ihren Reden, ob sie von der Peinlichkeit, die ihm widerfahren war,

etwas wussten, aber nichts dergleichen ließ sich feststellen.

Eines Tages sagte der Postmeister, Wilhelm solle nach dem Dienst noch etwas auf der Station bleiben, er habe mit ihm etwas zu besprechen. Er wartete also im Amtsraum, betrachtete die einfache Einrichtung, den Sortiertisch mit den gedrechselten Säulchen, die hellbraunen Kastenfächer an den Wänden und die Lampen, deren große Schirme von der Decke hingen. Der Boden roch nach dem Wachs, mit welchem er in der vergangenen Woche eingelassen worden war. Der Postmeister trat ein. Der Brief aus Wien war gekommen. Er hielt sich nicht lange auf.

„Es wird mitgeteilt, dass auf eigenen Wunsch eine Versetzung Ihrer Person von der hiesigen Poststation nach Maria Enzersdorf bei Wien erfolgt.“ Der Postmeister hielt das Schreiben hoch und sah Wilhelm über den Tisch an. „Gab es irgendeinen Anlass, der mit der Stelle hier zu tun hat, welcher Sie um Versetzung ersuchen ließ?“

„Nein, nein. Nicht im Geringsten. Ich fühle mich hier sehr wohl, und, ich darf sagen, ich habe wohl auch viel bei Ihnen gelernt. Es ist nur, es ist so, dass ich das Leben auf dem Lande nicht so gewöhnt bin. Ich wollte gerne in die Stadt, näher zur großen Stadt eben. Und deshalb habe ich, das war der Grund –.“

„Ja, ich verstehe schon. Es ist hier zu einschichtig für einen jungen Menschen. Alle zieht es sie in die großen Städte. Um die Vorzüge des Lebens am Land zu genießen, muss man wohl in ein etwas höheres Alter kommen. Es hat mich sehr gefreut, Sie hier zu haben, Adjunkt. Und ich kann bestätigen, dass sie vieles dazu gelernt haben. Ihr letzter Arbeitstag hier ist der Monatsletzte. Ich wünsche Ihnen alles Gute.“

Die letzten Tage vergingen dann schneller, als von Wilhelm erwartet, es dauerte nicht lange und er stand in der Station vor dem Postmeister, mit seinem Koffer und der Tasche, und reichte ihm die Hand, gerührt und auch wehmütig, aber der Postmeister machte es ihm leicht und sprach von der Fahrt, die er vor sich habe und von der Zukunft auf dem neuen Posten. Wilhelm bestieg den Autobus. ›Ich werde sicher wieder einmal hierherkommen‹, dachte er, ›bestimmt komme ich wieder, zu Besuch oder für ein paar Tage.‹

Als er durch die wellige Landschaft mit Wiesen und Feldern, unterbrochen von Wäldern, fuhr, wurde ihm bewusst, dass er in all der Zeit, die er in Weitra verbracht hatte, nicht viel herumgekommen war und das Land in der Umgebung der Stadt kaum kannte. Den Ort, in den er versetzt worden war, kannte er nicht. ›Mit Vertrauen in Gott, wie der Postmeister immer sagte‹, dachte Wilhelm, ›mit dem rechten Gottvertrauen und Zuversicht braucht man keine Angst zu haben.‹

Rainer Handl, mit altösterreichischen Wurzeln – Großvater väterlicherseits, Josef, Postadjunkt in Weitra, Theaterdirektor und Kinobesitzer, Großmutter väterlicherseits, Amalie, Gastwirtstochter aus dem Wallfahrtsort Maria Enzersdorf bei Wien, Großvater mütterlicherseits, Ignaz von Veegh, aus Veszprim, Ungarn, Major in der k.u.k. Armee, Großmutter mütterlicherseits, Maria, aus einer Salzburger Gastronomendynastie, Vater Dr. Josef Handl, Jurist in Wien, Mutter Herta Veegh, Krankenschwester – als jüngerer zweier Brüder 1952 geboren und in Maria Enzersdorf aufgewachsen, verheiratet mit Claudia, aus Hannover, Advokat in Wien, vier Kinder, mit der bildenden Kunst verbunden, von der Rohrfederzeichnung bis zur Radierung, seit seinem 18. Lebensjahr schreibend, jedoch spät zur Veröffentlichung literarischer Texte entschlossen, beschreibt den bunten Tanz des Lebens, der in den alltäglichen Situationen die ewigen Fragen der menschlichen Existenz aufwirft.

Bisher im Verlag Bibliothek der Provinz erschienen:

Der Reiber und andere Erzählungen

Eine Frage der Schuld. Roman

Der Legionär von Bonifacio oder

Die Haut des Eisbären ist schwarz. Roman

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien